

Der Böse

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 20

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639641>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 20 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 21. Mai 1921

Maientag.

Von E. Oser.

Das ist ein ächter Maientag
Mit Lerchenfang und Amselschlag
Und all der Blütenwonne.
Wer wollte da verdrießlich sein,
Wenn alles lockt: Komm mit feldein
Und lache in die Sonne!

Das Alter wird beherzt und jung,
Das Wandern setzt den Fuß in Schwung,
Das Herz muß froher pochen.
Die junge Liebe tollt am Weg,
Das Lied durchjubelt das Geheg
Nach all den kahlen Wochen.

Und wer den Maien nicht versteht
Und mürrisch durch das Grünen geht,
Dem hilft nicht Kraut noch Salben.
Das ist die trefflichste Arznei:
Ein Sonnentag im jungen Mai
Heilt manches allenthalben.

Der Böse.

Novelle von Jakob Böhrt.*)

1

Ein vierrädriger Karren knarrte die kahle Steig hinan. Davor lagen zwei Männer, ein alter und ein junger, in breiten Riemen, trachten den zerwaschenen Straßenkies mit ihren Nagelschuhen auf und leuchten und stemmten die Füße wie gute Zugtiere. Auf dem Karren lagen Säcke aus weißem Zwilch mit einer Art Wappen, zwei kreuzweis gemalten Rockfellen, und mit der Aufschrift: „Thomas Kägi, Dreher“. Stolperte eines der vier Räder über einen Stein, was mit großer Regelmäßigkeit geschah, so drang aus den Säcken ein munterer, fast lachender Ton von gegeneinander stoßenden Holztöhren.

Auf der Höhe angelangt, schlüpfte der Alte aus dem Zugriemen und warf ihn aufatmend über die Zwilchsäcke. „Salt, Hannes!“ rief er seinem Gefährten zu, „bei diesem Kirschaum verschmaufen die Kellenländer jedes Jahr einmal.“ Er bückte sich, schob einen Stein sorgfältig unter ein Rad und tätschelte es freundlich: „Werde mir nicht rückläufig!“

Hierauf warf er einen teilnehmenden Blick auf den Jungen: „Dir schwärmen den ganzen Tag wieder die Müden um den Kopf, wo soll das hinaus?“

Hannes legte sich im Zugriemen zurück und sagte halb ätzend: „Ich hab' mich die ganze Nacht wieder mit ihm herumgehauen. Er hatte einen Grind wie der Kirschaum da, Feueräste nach allen Winden.“

Der Alte schickte einen Blick zur Baumkrone hinauf, die in der Herbstform wie ein mächtiger Feuerbrand loderte

und leicht vom Wind durchweht war, so daß die Blätter und Zweige das Spiel der Flammen täuschend nachfladerten. Thomas Kägi hatte dafür keinen Sinn. Er ließ sein Auge langsam am Baum heruntergleiten und berechnete in der Eile, wie viele Fackelhähne und Zapfen sich daraus dreheln ließen, denn der Stamm schien ihm ebenhölzig und eigens fürs Drechslerhandwerk, insbesondere für einen Kellenmacher, gewachsen.

Nachdem er mit seiner Rechnung zum Abschluß gekommen war, wandte er sich wieder seinem Sohne zu: „Wenn du's so weiter treibst, muß ich dich versorgen.“

Hannes lächelte ihn still und überlegen an, als wollte er sagen: „Welche Gewalt hast du über mich?“

Der Vater warf sich unwillig den Zugriemen um die Achsel und dann knatterte und flotterte das Wägelchen wieder davon.

Die Sonne stand schon schief am Himmel, als die beiden in das Dorf einfuhren, in dem zu nächtigen sie sich vorgenommen hatten. Thomas machte sich aus dem Riemen los und schleuderte seine gellende, hohe Stimme gegen die Häuser: „Fackelhähne! Gute, wahrhaftige Fackelhähne! Sechtröhren, Spunten und Zapfen, Wächterli und Rieberli, Wallholz und Holzteller, Kellen, Kellen, Kel—len! D'Kellenländer sind da—ha!“ Darauf öffnete er die Säcke und legte die ausgerufenen Waren zur Schau, die mit kleinen Fehlern, unter gute gemengt, in die vordere Reihe. Aus den Rücken und Scheunen stolpterten gemächlich die Bauern

*) Mit Genehmigung des H. Gaessfel, Verlages in Leipzig; entnommen aus dem Novellenbände „Opfer“ von Jakob Böhrt.

und Bäuerinnen heran und reichten den beiden Händlern wie guten Bekannten die Hand. Thomas erkundigte sich teilnehmend nach dem Albert und der Rosine, dem Jakob, dem Hansheinrich und der Klephe, und fragte dann, ganz nebenbei, wie es im Weinberg und in den Obstgärten bestellt sei. Die Antwort, von der es abhing, ob er im Dorfe gute oder schlechte Geschäfte machen würde, überhörte er scheinbar und fing an, seine Ware anzubieten, was er mit Bescheidenheit tat. Dann nahm der Handel seinen gelassenen Verlauf.

Als es dunkel war, saßen die beiden Händler in der Stube des Trottenmarti, ihres besten Kunden, bei dem sie jeden Herbst eine Nacht verbrachten. Thomas berichtete, was sich im Oberland seit einem Jahr zugetragen hatte, Uberschwemmung, Hagelschlag und Viehseuche, und der Trottenmarti zupfte die Neuigkeiten seines Dorfes aus seinem Reitenbart. Die Trottenbäuerin, die sich bei der dünnen Unterhaltung langweilte, nahm eine Stodung im Gespräch wahr und schleuderte wie einen Wasserspritzer die Frage über die trockenen Männer: „Was ist denn mit dem Hannes los dies Jahr? Er hat gewiß den Sommer lang an einer Liebchaft gedreckelt und dabei die Sprache verloren!“

Hannes legte seine breiten Hände vors Gesicht, um damit die aufsteigende Röte zu verbergen. Sein Vater rutschte verlegen auf der Bank hin und her und entschloß sich dann zum Reden: „Nein, die Sprache hat er nicht verloren; weiß Gott, er predigt jetzt sogar im Jünglingsverein und manchmal so dauerhaft zu Haus, daß uns die Raken davonlaufen. Nein, nein, an der Zunge fehlt's nicht!“

„Ich scheine in meinem Unverstand an einen scherbeligen Krug geklopft zu haben“, sagte teilnehmend und doch munter die Bäuerin, die eine gutmütige Frau war, „aber wir wollen uns drum nicht böse sein, Hannes, und eins mit dem andern trösten. 's hat ein jeder einen Riß, der weh tut, wenn man daran stößt.“

Hannes sprach feierlich zur Dede hinauf: „Ich bin kein scherbeliger Krug, ich bin ein Kämpfer.“

„Erzähl's nur wieder einmal“, redete ihm sein Vater begütigend zu, „du schläfst dann vielleicht ruhiger, als in letzter Zeit. Erzähl's nur, man ist hier gut Freund.“

Hannes starrte immer noch zur Dede hinauf mit seinen dunkeln, großen Augen. Der Alte klärte die andern auf: „Er hat es seit dem Sommer mit dem Bösen zu tun, er bildet es sich wenigstens ein.“

„'s ist keine Einbildung, ich hab's meiner Seel' mit dem Bösen zu tun.“

„Der beste Mensch der Welt war's“, entgegnete Thomas bestimmt. „Aber so ist's, wenn das Gute in andern Höfen oder in einem andern Rod antritt, als man es zu sehen gewohnt ist, so sagt man, es sei der Teufel. Aber erzähl', Hannes, erzähl', die guten Freunde hier werden dann schon merken, was für ein Hahn in das Faß paßt.“

Hannes schwieg beharrlich, und so entschloß sich der Alte wieder zum Reden: „Wir hatten Anfang März eine große Wassersnot im Oberland. Ihr werdet's in der Zeitung gelesen haben. Auf den Bergen und in allen Tobeln lagen noch Haufen von Schnee. Dann kam Föhnwetter und nachher ein Wolkenbruch, wie wir ihn seit 68, das sind nun fünf Jahre her, nicht wieder erlebt hatten. Ein Donner-

wetter im März! Der Fluß begann zu rumoren und war von einer Stunde zur andern zum Uberspringen voll. Man zog die Gloden, wir kennen das. Wer Arme und Hände hatte, griff zu einer Schaufel oder einem Bidel. Diesmal galt es dem Oberdorf. Das Wasser hat jedesmal einen andern Plan. Drüben am Rotenstein schoß es sich den Kopf ein, schwenkte ab und kam dann quer herüber gegen die Landstraße und Weber Hansens Bungert. Man weiß, was man in einem solchen Falle zu tun hat. Man schlug Pfähle ein und machte eine Sperre mit Brettern und Rasenstücken. Das Wasser strömte schon in den Straßen-graben. Auf dem Fluß schoß ein ganzer Stadel abwärts, und hinterher trieben eine Kuh und ein Schwein, das heißt, man sah nur die Beine, das übrige war im Wasser. Während man gegen den Fluß kämpfte, kam ein junger Handwerksbursche des Weges und stellte sich gleich in die Reihe und an die Arbeit, ohne daß man's ihn heißen mußte.“

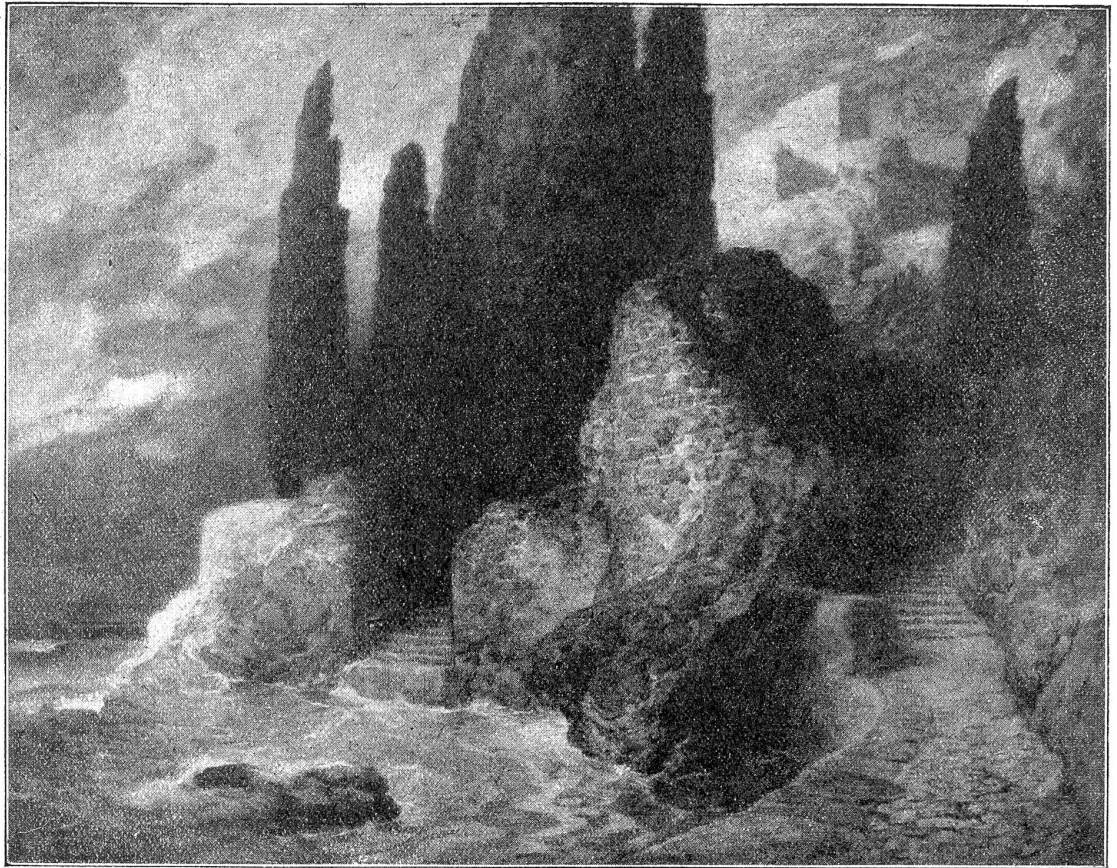
„Nein, so war es nicht“, unterbrach Hannes seinen Vater heftig, „so war es bei Gott nicht! Es hat ihn keiner kommen sehen, auf einmal war er da, und wo er gleich einen Bidel her hatte, weiß der Himmel. Er war wie aus dem Boden geschlüpft, ich muß es wissen, denn er tauchte gerade neben mir auf, gerade neben mir mußte es sein! Ich hüde mich und lege ein Brett neben einen Pfahl. Da donnert es mächtig über uns hin, und wie ich mich etwas erschreckt aufrichte, fällt mir etwas Rotes ins Auge. Ich wende mich, da sieht mich ein Rotkopf an und lächelt und sagt: „Das Brett auf der Wasserseite an den Pfahl, guter Freund!“ Das hätte er mir nicht zu sagen gebraucht, man ist auch kein Narr, aber man ist manchmal etwas aufgeregt und dann nehmen die Hände sich einen Spaß heraus und stellen etwas verkehrt an. Der Fremde machte sich an die Arbeit und in dem Augenblick, da er den Bidel in den Boden schlug, donnerte es wieder, noch heftiger. Er schaute zu den Wolken auf und lächelte: „Nur nicht so laut da oben, wir hören noch gut.“ Das alles ist mir wohl aufgefallen, aber ich habe mir erst lange nachher an die Kelle den Stiel geschnitten. Er fing an zu pikeln. Das ging wie am Wasser. In zwei, drei Hieben hatte er ein Loch fertig, in dem der dickste Pfahl noch schlotterte. Mich nahm das wunder und ich sah ihm zu. Da war mir, der Bidel, nicht der Arm sei die Hauptsache, er sei lebendig, schlage von sich aus auf und zu, und die Arme täten nur zum Schein mit. Traf der Bidel auf einen Stein, so wich er nicht aus, wie er es in meinen Händen getan hätte, der Stein mußte nach seinem Willen tun und splitterte in hundert Stücke. Ich stieß Webers Bert an und er sah auch hin. „Das ist ein Himmelsakement von Kraft“, flüsterte er, „wer ist es?“ Ich zuckte die Achseln, und er: „Diese roten Teufel sind manchmal unheimlich, ich möcht' nicht mit ihm anbinden.“ Ich sah mir den Kerl nun genauer an. Er war nicht viel größer als ich, aber sehnig wie ein Roß und geschmeidig wie ein Marder. Das Merkwürdigste war sein Haar. Das ging ihm wie ein Brand um den Kopf, und es nahm mich wunder, daß der Regen, der drein fiel, nicht zischte und verdampfte. Ueber dem Nasenbogen war er von Sommerprossen gesprenkelt. Die Augen lagen ihm tief im Kopf und funkelten jedesmal, wenn der Bidel niederfuhr.

Eigentlich war mir der Hergelaufene nicht zuwider. „Es muß etwas hinter ihm stecken,“ sagte ich mir, „er ist nicht ganz wie andere!“

So erzählte Hannes. Er sprach, wie er etwa im Jünglingsverein predigen mochte. Es lag etwas Feierliches, Geheimnisvolles, Prophetisches in seiner Stimme, seine Blicke gingen über die Leute weg aufwärts und ins Weite. Während sein Vater das er wie Trommelton rollte, sprach er es mit dem Gaumen, verschwommen, gedämpft, was über seine Rede etwas wie einen Schleier legte.

„Der Feuerwehrhauptmann Trachler stieß ins Hörn-

chen,“ fuhr Hannes weiter, „man eilte nach Webers Bungalow. Das Wasser hatte das Ufer angefressen und wühlte weiter. Man meinte, das Land werde mit tausend Bideln und Schaufeln von unten angegriffen und unterhöhlt. Eben glitt ein Zwetschgenbaum ins Wasser. Die Wurzeln hielten noch fest, die Äste aber senkten sich langsam, man sah, wie sie sich sträubten und wehrten, aber jetzt sprang eine Welle auf, packte sie wie ein wilder Hund und riß sie nieder. Das Wasser zerrte an Ästen und Zweigen, die Wurzeln verloren den Halt und gaben den Kampf auf. Ein Ruck und der Baum überließ sich dem Fluß. Ein ertrinkender Baum, das tut einem leid. Der Weber-Hans jammerte: ‚Der ganze Bungalow geht mir zum Teufel, mit allen siebzehn Bäumen!‘ Der Feuerwehrhauptmann und wir alle standen unschlüssig am Ufer und sahen zu, wie der Fluß den schwarzen Boden wegfraß. Da stieß mich der Rote an der Achsel: ‚Wir müssen ein paar Netze und Ketten haben,‘ sagte er. Ich überlegte nicht lange, ich fragte auch gar nicht, was er mit den Netzen und Ketten wollte, das mußte er ja wissen, ohne Grund sagt so einer nichts. Ich eilte nach Webers Schopf, wo alles zu finden war. Er folgte mir und wir schleppten, was wir brauchten, heraus. Ein Birnbaum stand hart am Wasser, in einer Viertelstunde schwamm er dem Zwetschgenbaum nach, das sah jeder ein. Der Rote fragte nicht lange. Er hob die schwerste Axt auf und schlug sie unten in den Stamm. Die Späne flogen zehn Schuh weit. Einige, der Weber-Hans vor allen, wollten ihm wehren, andere begriffen und gaben ihm recht. Man schlug von drei Seiten auf den Stamm los, aber das meiste tat



Serd. Keller.

Italienische Landschaft.

der Rote. Als der Baum schon wankte, nahm er eine Spannkette, legte sie um den Stamm und band sie an einen andern Baum fest. Gleich nachher senkte sich die Krone ins Wasser, grad da, wo es am schärfsten zubiß. „Da zankt miteinander,“ lachte der Rote in den Fluß hinab. Das Wasser verfring sich in den Ästen, und mit einem Schlag war seine Kraft gebrochen. Es zappelte im Gezweig und trollte dann halb gelähmt davon. „Wir brauchen noch zwei, drei Bäume,“ rief der Rote, „am besten sind Tannen.“ Der Wald fängt gleich hinter dem Dorf an, in einer halben Stunde lagen drei Tannen neben dem Birnbaum im Wasser. Das war besser als eine Steinmauer. Der Bungalow war gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

„Laßt hören aus alter Zeit.“

(Schweizerisches Volkslied von Otto von Grenerz mit Musik von Friedrich Niggli.)

Zur Uraufführung am 9. Mai 1921 in der Festhalle des bernischen Kantonalgesangsfestes in Bern.

Otto von Grenerz hat sein Liederspiel nicht als Festspiel gedacht; bloß ein glücklicher Zufall wollte es, daß sein Volksliederspiel die Uraufführung in der prächtigen Festhalle des bernischen Kantonalgesangsfestes vor einer vieltausendköpfigen Zuschauermenge erleben durfte. „Laßt hören aus alter Zeit“ sollte nichts mehr und nicht weniger sein als der Versuch, ein Schweizerisches Volksliederspiel zu schaffen, das den Mängeln der meisten bestehenden: der Sentimentalität und dem Kitsch aus dem Wege geht, das echte Volkslieder bringt und diese in einen stimmungsreichen